

diesen alten Ärger auf ihre Mutter. Dieser Name, der so gar nicht zu ihr passt, Carmen Manon Eurydike aus Hildesheim. Peinlich. Carmen Manon Eurydike Dumeier mit ihrem Provinz-Nachnamen und dazu die Vornamen, die so viel sein wollen, die Pseudo-Kultiviertheit ihrer Mutter in Namensform. Der alte Ärger ist warm und dunkel in ihrem Bauch, er breitet sich aus. Ihr wird warm. Sie betrachtet ihren Ärger mit fast pathologischem Interesse. So fühlt sich das also an. Ein Gefühl. »Die meisten Leute nennen mich C.«, sagt C. »Einfach nur der Buchstabe.« Die Frau lacht laut und lange. Und obwohl es C. gewohnt ist und sehr hasst, wegen ihres Namens ausgelacht zu werden, stimmt sie mit ein. Es ist ein warmes Lachen, kein gemeines Lachen. Die alte Wut ist weg, und plötzlich, von einer Sekunde auf die nächste, findet sie die Namen auch lustig in ihrer Lächerlichkeit. Auf Englisch klingt Eurydike sowieso weniger albern. Sie hat ihren Drittnamen zum ersten Mal *Eurydice* ausgesprochen, *Yuh-rid-ih-see*.

Die Schwarzhaarige lächelt immer noch und schaut aus dem Fenster. Es war ein Fehler. Zu viel offenbart. Die Frau fängt an, leise zu singen. Die Arie. Habanera.

*L'amour est un oiseau rebelle*

*Que nul ne peut apprivoiser*

Sie hat eine schöne Stimme. Sie singt leise und klingt, als könnte sie viel lauter. Eine Bühnenstimme. Zu groß für die kleine Frau. C. hat noch nie etwas Schöneres gehört. Sie bekommt eine Gänsehaut.

»Eine Carmen würde auch anders aussehen als du«, sagt die Frau, als sie mit der Arie fertig ist. Sie kennt den gesamten Text auswendig, nicht nur den Refrain, den auch Leute summen können, die eine CD mit dem Titel »Die besten Arien der Opernwelt« im Regal stehen haben, so wie ihre Mutter. »Eine Carmen würde schwarze Locken umherwerfen und aus Kohleaugen feurige Blicke blitzen. Eine Carmen trägt ein knallrotes, wallendes Kleid und riesige Ohringe. Manon und Eurydike passen irgendwie auch nicht.«

C. lacht. Ihr Lachen klingt fremd und kommt aus der Tiefe, unkontrolliert. Sie hat es doch nicht verlernt.

»Ich bin ein wenig überrascht, dass du den ganzen Text auswendig kannst. Das ist mir noch nie passiert«, sagt C. »Wie heißt du? Also ich meine, wie heißt du wirklich, anscheinend ja nicht Stacy.«

»Mein Name wird immer falsch geschrieben«, sagt die Schwarzhaarige. »Ich heiße Niu. N und I und U. Klingt wie new, wie neu, das verwirrt die Leute.« Niu zuckt mit den Schultern. »Es ist eines dieser chinesischen Wörter, die ganz viele Bedeutungen haben, je nachdem wie man es ausspricht. Ochse oder Bulle, Knopf, merkwürdig, stur, schüchtern sein, mit den Hüften schwingen. Und noch ein paar andere Sachen. So wie meine Eltern es aussprechen, heißt es einfach nur Mädchen.«

»Das ist schön«, sagt C. »Mädchenhaft.«

Niu lacht laut. Sie legt den Kopf schief dabei, ihr Haar wippt im Takt mit dem Lachen. Dann wird sie wieder ernst. »Ja, na ja. Ich habe immer gedacht, dass ich es ihnen nicht wert war, sich einen richtigen Namen für mich auszudenken. Und dass ein wenig Enttäuschung mitschwingt, dass ich nur eine Tochter bin. Jedenfalls kommt der Name mit eingebauten Schreibfehlern. Alle denken, ich heiße New.« Sie blickt auf die Straße. »Eigentlich fände ich es gar nicht so übel, wirklich New zu heißen. Ob wir andere Menschen wären, wenn wir andere Namen hätten? Wie würdest du gern heißen?«, fragt sie und wartet keine Antwort ab. »Bist du im Urlaub hier?«

»Nein, ich bin neu in der Stadt. New. Klingt wie Niu. N und I und U«, sagt C. und grinst. »Ich lebe jetzt hier. Lerne die Stadt gerade kennen.«

»New York kann man nicht kennen, Carmen, C.«, sagt Niu und schaut C. direkt in die Augen, ohne zu blinzeln. C. fühlt sich, als habe sie noch nie jemand so direkt angesehen. »Sag mal, kennen wir uns irgendwoher?«, fragt C. »Nicht dass ich wüsste«, antwortet Niu. »Mir passiert das öfter, dass Leute glauben, mich zu kennen. Vielleicht habe ich ein Allerwelts Gesicht.« Dann lächelt Niu. Es ist, als würde ihr ganzer Körper lächeln. C. hat noch nie etwas Schöneres gesehen. Niu fährt sich durch die Haare, dreht eine Strähne um den Finger und fängt an, die Arie zu summen. C. summt leise mit. Beide schauen aus dem Fenster auf die Schneereste.

»Keine Ahnung, ob man New York kennen kann«, sagt C. »Ich will es wenigstens versuchen. Ich laufe die Straßen ab.«

»Welche Straßen?« Niu trägt ein Sweatshirt mit langen Ärmeln, die ausgeleierte Bündchen rutschen über ihre Handgelenke. Ihre schmalen Hände umklammern den warmen Pappbecher, auf den der Verkäufer mit grünem Filzstift »Stacy« gekritzelt hat.

»Alle Straßen«, antwortet C. »Immer von Ost nach West und West nach Ost und Ost nach West. Diese Woche ist Midtown dran. Klingt verrückt, ich weiß.«

»Ja, klingt verrückt«, sagt Niu. »Verrückt gut. Crazy in a good way.« Ihre Hand tippt leicht auf C.s Hand. Ganz kurz nur. Kaum merklich. C. starrt auf ihren Handrücken. Der Punkt auf der Hand ist der neue Mittelpunkt ihres Körpers. Wie ein winziger Wassertropfen, der auf die Haut fällt und einen kühlen Punkt zurücklässt. Nur andersherum: heiß. Sie hat noch nie etwas so Schönes gefühlt. Crazy in a good way.

»Wann ist denn die Upper West Side dran?«, fragt Niu.

»Nächste Woche, glaube ich, vielleicht übernächste. Wieso fragst du? Ich will erst die ganze Upper West Side und dann die Upper East Side abarbeiten«, sagt C. »Den Central Park lasse ich wahrscheinlich aus.«

»Ich wohne da. 94th Street and Columbus. Komm doch auf einen Kaffee vorbei, wenn du in meiner Straße bist.«

Sie kennt mich doch gar nicht, und ich kenne sie nicht, denkt C. »Das mache ich. Gern. Danke. Danke für die Einladung«, sagt sie. »94th Street. Vielleicht nächsten Donnerstag oder Freitag. Meinst du das wirklich ernst? Amerikaner laden ja manchmal Leute ein nur in der Hoffnung, dass die Einladung nicht wirklich angenommen wird. Hab ich zumindest gehört.«

»Ich bin nicht so«, sagt Niu und lacht. Vogelzwitscherlachen. »Gut, dass du keine Vorurteile hast.« Sie kneift ganz leicht in C.s Arm. »Ich meine das ernst, klar.« Sie tauschen Telefonnummern. Niu tippt ihren Namen und ihre Nummer selbst in C.s Handy. Statt ihres Nachnamens schreibt sie »Stacy bei Starbucks«. Es ist die zweite Nummer, die C. in ihrem neuen amerikanischen Handy abspeichert. Die erste war Thomas' neue Nummer.

»Ich glaube, ich muss jetzt weiter«, sagt C. »Nice meeting you.«

»Warte, in welche Richtung gehst du?«

»Nach Westen bis zum Hudson, dann einen Block nördlich wieder Richtung Osten«, sagt C.

»Ich komme ein Stückchen mit, in die Richtung muss ich auch.«

Niu tritt vor C. auf die Straße. Sie ist so schmal und klein, C. könnte ihr Kinn auf ihren Kopf legen. Sie sieht den geraden, weißen Scheitel, eine helle Linie im Schwarz. Er erinnert sie an etwas, aber sie ist sich nicht sicher, an was.

»Es muss inspirierend für dich sein, all die Menschen und Dinge, an denen du vorbeiläufst«, sagt Niu. »Ich mache das auch gern, ich laufe oft auch einfach herum, die Stadt hat so eine Energie. Es gibt immer noch so viele Straßen, in denen ich noch nie war. Und durch manche bin ich schon so oft gelaufen, dass ich gar nichts mehr wahrnehme. Wenn man neu irgendwo ist, nimmt man die Dinge viel besser auf. Es muss intensiv sein für dich.«

»Ja«, murmelt C. Sie redet nicht gern von Energie und Inspiration, solche Worte sind ihr fremd, so ist sie nicht. Und dennoch wünscht sie sich, dass ihr Wandern intensiv und inspirierend wäre, nicht nur ein Projekt, dessen Sinn sie nicht versteht. »Ja, die Stadt ist schon toll«, sagt sie vage. Nius Bewegungen sind leicht und stark und federnd, ihre Muskeln kontrollieren ihre Schritte präzise und effizient wie bei einem Tier.

»Sieh mal da, Straßenkunst«, sagt Niu und geht in die Knie. Ein brauner dicker Hundehaufen liegt zwischen einem Schneerestwulst und einem Hydranten. Er sieht frisch aus, vielleicht ist er noch warm. Jemand hat ein kleines Papierfähnchen mit dem Sternenbanner in die Kacke gerammt, ein Käsespießfähnchen, so wie damals Neil Armstrong und Buzz Aldrin die flatternde Fahne – warum eigentlich flatternd? – in den Mond. »Postmodern«, sagt C., grinst. Niu zieht ihr iPhone aus der Tasche und macht ein Foto. »Ein profundes Statement zur Lage der Nation und der Rolle Amerikas in der Welt«, sagt sie.

»Eine Sozialkritik«, sagt C.

»Ich liebe es, wie Kunst in New York den öffentlichen Raum vereinnahmt«, sagt Niu.

»Und doch ist es ein bescheidenes Werk«, sagt C., »unpräzise, zeitlos.«

»Eindeutig Gegenwartskunst, die ihrer politischen Verantwortung gerecht wird«, sagt Niu und lacht. C. bewundert, wie locker sie lacht. C. lacht mit, lauter, als sie sonst lachen würde. Es fühlt sich an, als würde sie davon Muskelkater bekommen.

An der nächsten Straßenecke biegt Niu ab. »Hey, it was so nice to meet you. And see you soon.«

»Nächste Woche«, sagt C. »Ich komme wirklich. Falls du es dir noch anders überlegst und es doch nicht so gemeint hast, sag Bescheid. Nicht, dass das dann peinlich ist.«

»Meine Wohnung ist etwas ungewöhnlich. Aber ich mache guten Kaffee. Besser als Starbucks«, sagt Niu. Sie streckt C. die Hand hin, C. greift nach ihr. Aber statt sie zu schütteln, legt Niu eine Hand auf und die andere Hand unter C.s. Nius weiche und warme Hände streichen ganz sacht über C.s und senden eine warme Welle durch ihren Körper. C. schließt kurz die Augen. Als sie sie wieder öffnet, schaut Niu ihr aufmerksam ins Gesicht. »Bye, meine Liebe«, sagt sie. C. senkt den Blick. »Bis bald«, flüstert sie.

C. geht weiter ihren Weg, die Straße sieht genauso aus wie vorher, aber ihr Gang hat ein neues Wippen. Sie fühlt sich leichter. Und voll, voller. Ohne Niu hätte sie die Hundehaufen-Flagge nie bemerkt. Postmodern, denkt sie, lächelt. Plötzlich will sie sehen, nicht nur gehen. Sie will die Inspiration spüren, was auch immer das heißt. Offener sein. Sie wird Niu besuchen. Niu hat zwei hellbraune Punkte in den schwarzen Pupillen. Nein, nicht hellbraun, mehr noch: goldfarben. 94th Street. Sie haben gar keine Floskeln ausgetauscht, keinen Small Talk.

Sie läuft weiter. Unterhalb des Empire State Building gen Osten, oberhalb gen Westen. Wieder gen Osten. Hin und zurück. Sie macht noch eine Pause bei Starbucks, aber diesmal setzt sie sich nicht, redet mit niemandem und geht schnell weiter. Mit jedem Schritt, mit jedem Straßenblock, mit jedem Kilometer wirkt das Treffen mit Niu

surrealer und sie wieder schwerer. Die Vorfreude läuft sich immer mehr ab. Die Aufregung läuft sich ab. Sie wünscht sich, dass sie blieben. Aber sie verschwinden. Wie alles. Wie die Stunden, die Tage, das Leben. Mit jedem Schritt, zwei, drei, vier, fünf Häuserblocks weiter wird die Vorfreude zur Erinnerung. Sie weiß, dass sie sie gefühlt hat. Dass sie etwas gefühlt hat. Die Gefühle, die wir am meisten festhalten wollen, verlieren wir zuerst, denkt C. Wie weicher Schnee in einer warmen Hand. Man drückt zu, der meiste Schnee schmilzt, rinnt zwischen den Fingern hervor, zurück bleibt ein harter Eisball, der mit dem weichen Schnee nichts mehr zu tun hat. Und eine verfrorene Hand. Sie kickt mit dem Fuß gegen einen vereisten Wulst auf dem Gehweg.

Zuerst saß die Leere nur in ihrem Bauch. Im Unterleib. Dort hat sie C. nicht überrascht. Sie hat sich ausgebreitet in den Tagen danach und ist hinauf in ihre Lunge gewandert und hinunter in ihren Darm und die Wirbelsäule hinab, in die Arme, in die Beine, durch alle Blutbahnen. Nur wenn C. läuft, spürt sie die Leere und die Schwere nicht so stark. Sie hat kein schlechtes Gewissen, es war die richtige Entscheidung. Aber es ist etwas zurückgeblieben. Ein Nichts. Wo etwas war, ist nun nichts mehr.

Es war überraschend einfach. Drei Wochen vor der Abreise nach Amerika. Ein kurzes Gespräch mit ihrer Frauenärztin, zehn Minuten, wenn überhaupt. Ein Termin bei Pro Familia. Eine Viertelstunde Wartezimmer zwischen all den Broschüren mit glücklichen Familien beim Spaziergang im Sonnenschein. Lächelnde Eltern und Kleinkinder beim Engelchen, Engelchen, flieg. Noch einmal zehn Minuten Gespräch mit einer Grauhaarigen mit blassen Augen, die schon so viele Fälle abgearbeitet hatte. »Sind Sie sich sicher? Sie wissen, es gibt andere Möglichkeiten?« Die Standardfragen. Die Stimme so monoton, dass sie nicht mehr wie Fragen klangen, sondern wie Feststellungen. »Es gibt immer Möglichkeiten.« »Ja«, sagte C. »Ich will das nicht. Ich will das.« Die Frau unterschrieb das Formular schweigend. Auf dem Weg nach draußen quietschten C.s Sohlen auf dem Linoleumboden. Frisch gebohrt. Grau marmoriert. Sie faltete das Formular sorgfältig in der Mitte, zog die Knicke mit den Fingernägeln nach und steckte es in die Handtasche. Sie war mit dem Fahrrad gekommen. Die Sonne schien. Sie schob eine Weile. Ihr war so oft schwindelig, seit es in ihr war. Es fraß sie von innen auf. Es musste weg, bevor es zu mehr werden würde als zu einem »Es«.

Beim Ultraschall schlug schon das Herz. »Ich vermute, Sie wollen kein Bild davon«, sagte die Frauenärztin.

»Nein. Danke.« Sie gab C. drei weiße Pillen, rund und flach, so würde ein Kind eine Tablette malen. C. wusste nicht, wohin sie schauen sollte, als sie sie schluckte. Die Frauenärztin schaute aus dem Fenster. Das Wasser schmeckte nach Kalk. Die Tabletten klebten im Rachen. Sie hätte nicht alle drei auf einmal nehmen sollen. C. nahm einen